7 **Illustrirtes Sonntagsblatt** 1885

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur **Thorner Zeitung.**

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Zwei Erbinnen.

Roman frei aus dem Italienischen von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

18.

Gabriel Servet erwartete Maria zu der zweiten Sitzung für ihr Porträt. Auch Albert Gibray war zugegen, er pflegte schon seit mehreren Monaten die Vormittagsstunden in dem Atelier des Malers zuzubringen und jetzt wäre er um keinen Preis von dieser Gewohnheit abgewichen. Der Jüngling hatte seine Abendlandschaft beendigt und arbeitete an einem hübschen Knabenkopfe. Aber sein Pinsel ruhte häufig und seine Blicke flogen unruhig nach der altertümlichen Stockuhr hinüber, welche auf dem Kamingesimse stand. „Erst zehn Uhr," sagte er endlich seufzend.

„Mir scheint, daß Dir in den letzten Tagen die Zeit recht lang bei mir wird!" bemerkte der Maler lächelnd. „Und Dein Fleiß ist in bedenklicher Abnahme begriffen. Was soll das bedeuten, mein junger Freund? Stört es Dich vielleicht, daß wir nun in den Vormittagsstunden nicht mehr allein sind? dann kannst Du ja immerhin in das Nebenzimmer gehen, um zu malen; ich werde gewiß nicht versäumen, von Zeit zu Zeit nach Deiner Arbeit zu sehen, verlaß' Dich darauf, mein Junge!"

„O, wie boshaft Sie heute sind, Meister!" stotterte Albert errötend — „Sie wollen mir den Anblick des Fräuleins Bressol entziehen, jenes Engels, den ich anbete, den ich liebe von ganzem Herzen!"

„So —!" machte der Maler trocken. „Und was verstehst Du unter dem Worte „lieben?" Die Röte im Gesichte des jungen Mannes wurde noch dunkler. „Seltsame Frage!" sagte er. „Ich verstehe darunter, was auch Sie darunter begreifen!"

„Hm — das ist nicht so ganz sicher, mein Sohn! drücken wir uns also deutlicher aus. Liebst Du Fräulein Bressol, weil sie ein schönes Mädchen und dabei ohne alle Koketterie ist? Weil sie Bildung und Kenntnisse besitzt, ohne damit prunken zu wollen? Weil ihr Herz gut und empfindungsvoll und ihre Vernunft klar und geläutert erscheint? Oder liebst Du sie mit jenem ganz eigentümlichen Gefühle, welches die Brust so eng und so weit zugleich macht und uns ewig zu dauern verspricht, obwohl es allzu häufig von der flüchtigsten Natur ist?"

„Sie machen mich recht verlegen mit Ihren Fragen, Meister — weil ich nicht darauf zu antworten weiß!" erwiderte Albert. „Am besten ist es, wenn ich Ihnen, meinem gütigen Freunde, schildere, was in mir vorgeht. Meine Empfindung, als ich Maria zum erstenmale sah, ist freilich etwas, das sich nicht beschreiben läßt. — Erst als ich dann von neuem vor ihr stand, wurden mir meine eigenen Gefühle etwas klarer. Ich möchte sie immer anblicken, immer den Ton ihrer Stimme hören! Wenn sie mir nahe ist, bin ich vollauf glücklich — wenn sie fortgeht von mir, nimmt sie mein Herz mit sich und um mich herum ist es leer und finster. Es ist mir, als ob ich zu atmen aufhörte."

„Und Du hast sie erst zweimal gesehen!" sagte der Maler bedenklich. „Höre, Junge, es wird besser sein, wenn Du nicht mehr hieher kommst, so lange ich Fräulein Bressol male!"

„Und warum, Meister? Bin ich etwa unwürdig, meine Augen zu Maria zu erheben?" rief Albert mit funkelndem Blicke.

„O, mein Junge, sei ruhig — so ist's nicht gemeint. Du bist des edelsten Fräuleins wert — aber Du bist so jung. Neigungen, die in Deinem Alter entstehen, dauern nicht. Und wozu Deine Zeit, die Du dem Studium zu widmen hast, mit leeren Träumen verschwenden? Wer weiß auch, ob Fräulein Bressol Deine Neigung je erwidern könnte? Auch sie ist noch ein halbes Kind. Und wie viel Schmerz entsteht aus einer unerhörten Liebe!"

„O was das betrifft —" Hier verlor sich Alberts Antwort in ein unverständliches Murmeln. Servet hatte keine Zeit, weitere Aufklärungen zu verlangen, denn Maria Bressol betrat mit ihrem Vater das Atelier. Servet eilte den Ankommenden entgegen. Albert aber, von dem vorhergegangenen Gespräche im Innersten bewegt, blieb wie an seinen Platz gefesselt stehen und wagte nur einen ehrfurchtsvollen Gruß zu dem jungen Mädchen hinüber, der ihm freundlichst erwidert wurde.

„Schelten Sie meinen Vater!" sagte Maria zu dem Maler. „Er ist schuld, daß ich Sie wenigstens zehn Minuten habe warten lassen. Er konnte mit dem Tapezierer über die neue Einrichtung unseres Salons nicht einig werden; er wollte einen soliden braunen Möbeldamast, während Mama und ich für hellblau stimmten. Und Mama hat doch recht behalten, wie die Frauen immer in solchen Sachen und dabei ist nur die Zeit unnütz verloren gegangen."

„Thut gar nichts, mein Fräulein!" sagte Servet freundlich. „Ich habe mich inzwischen mit meinem lieben Albert hier beschäftigt. Wir machten Studien über die menschlichen Leidenschaften, namentlich über die, welche vornehmlich der Jugend angehören. Ist's nicht so, mein Junge?" Albert blickte den Maler mit einem stumm bittenden Blicke an, er möchte ihn doch nicht noch tiefer in Verwirrung bringen!

Ludwig Bressol trocknete sich den Schweiß von der Stirne, welche ihm der Gang über die zwei Treppen zum Atelier herauf hervorgerufen hatte. „Ich bin ein geschlagener Mann!" seufzte er in komischer Verzweiflung. „Seit ich meiner Frau die Erlaubnis gegeben habe, Maria's demnächstigen siebzehnten Geburtstag durch einen Ball zu feiern, wird mein Haus buchstäblich auf den Kopf gestellt! Kein ruhiges Plätzchen findet sich mehr für mich und die Arbeitsleute stören mich sogar beim Essen. O Herr Servet — wie gut haben Sie daran gethan, sich nie zu verheiraten, Sie sind wenigstens Herr über sich selber. Und Sie, schüchterner Kunstjünger dort, nehmen Sie sich ein Beispiel



Ein Hochgebirgssee. (Mit Text.)

an mir und meinen jetzigen Leiden und begeben Sie sich nie in den heiligen Ehestand!"

„Oh — ich ertrüge gar gerne jede Unbequemlichkeit für eine Frau, die ich so recht liebte!" protestierte Albert mit einem ausdrucksvollen Blick auf Maria.

„Ja — ja — das sind die Ideen der Jugend!" brach Bressol das Thema ab, das ihm durch Alberts Worte peinlich geworden war; denn von Liebe war ja längst keine Rede mehr zwischen ihm und seiner Gattin. „Aber um wieder auf unsern Ball zu kommen —" fuhr er fort: „Sie werden uns dabei doch das Vergnügen Ihrer Gegenwart schenken, Herr Servet?"

„Von Herzen gerne!"

„Ich notiere Sie für die erste Quadrille, die Sie ganz gewiß mit mir tanzen müssen, Herr Servet!" sagte Maria, ihr Taschenbuch hervorziehend. Sie blickte dann fragend und erwartungsvoll zu ihrem Vater hinüber. Ob er wohl auch Albert Gibray einladen würde, den bescheidenen jungen Mann, der so freundliche, treue Augen hatte und der ihr so wohl gefiel durch die ehrfurchtsvolle und huldigende Art, womit er ihr begegnete? Ein Lächeln der Freude verklärte ihr unschuldiges Gesicht, als Bressol hinzufügte: „Selbstverständlich ist auch Herr Albert Gibray zu unserem Feste geladen. Ich werde mir erlauben, eine besondere Einladung an Sie und Ihren Herrn Vater zu senden, dessen Erscheinen mir äußerst schmeichelhaft sein würde."

Albert wäre Ludwig Bressol gerne vor Vergnügen an den Hals gesprungen, doch der Anstand erlaubte ihm nur eine tiefe Verbeugung und einige zustimmende Worte.

„Gehen wir nun an die Arbeit, Kinder!" mahnte Servet scherzend. Und schon war er geschäftig, Marias dicke, blonde Zöpfe aus der vielfachen Verschlingung zu lösen, worin sie dieselben über der Stirne zu tragen pflegte. Die schönen Flechten sollten ja frei über die Schultern des jungen Mädchens herabhängen, in Uebereinstimmung mit dem noch kindlichen Schnitte ihres Kleides. Wie beneidete Albert den greisen Maler um dieses Geschäft, wie gerne hätte er selber einmal diese weichen, wie aus purem Golde gesponnenen Haare berührt!

„Und nun machen Sie ein so liebes, freundliches Gesicht wie gestern, ganz natürlich und ungezwungen!" Fast unbewußt schweifte Maria's Blick zu Albert hinüber und ruhte einen Moment lang fest und innig in dem seinen. Und das sonnige Lächeln, welches dem Maler gestern so sehr gefallen hatte, verklärte ihre feinen Lippen, auf ihrer Stirne thronte die kindliche Unschuld mit einem Hauche jungfräulicher Schüchternheit vermischt, ein leises Erröten färbte ihre Wangen. Ja gewiß, Mariens Porträt „für die Tante" mußte ein Meisterwerk Servets werden an Schönheit und lieblichem Ausdruck.

19.

Amata fand sich pünktlich um neun Uhr Abends in dem Hause auf dem Martinsboulevard ein, wo sie Jodelet und Martel empfangen wollte. Das Haus gehörte der Pariser Stadtgemeinde, und die Polizei hatte in demselben eine Wohnung gemietet, welche den geheimen Agenten zu zeitweiligem Aufenthalt, als Besprechungsort und auch als Verkleidungsanstalt diente; denn in den zahlreichen Wandschränken verbargen sich die verschiedensten Anzüge und selbst Schminkeutensilien, durch welche sich die Spione der öffentlichen Gerechtigkeit unkenntlich machten. Amata öffnete dieses geheimnisvolle Appartement mittelst des Schlüssels, den ihr Herr von Gibray gesendet hatte. Sie fand in dem Kamine ein tüchtiges Holzfeuer so vorbereitet, daß sie es nur mit einem Streichhölzchen zu entzünden brauchte. Und auch die Petroleumlampe, welche auf dem Tische stand, war wohlgefüllt und verbreitete sogleich ihren hellen Strahl in dem größten Gemache der Wohnung, wo ein bequemer Divan zum behaglichen Ausruhen einlud. Aber Amata hatte keine Zeit für das „süße Nichtsthun". Sie hatte mehrere Zeitungen mitgebracht und sah die Listen der in den Hotels und Gasthäusern während der letzten Woche Angekommenen durch. Sie hoffte auf den Namen Durval zu stoßen — doch das Resultat ihrer Nachforschungen war ein negatives, und sie beschloß, sich die bezüglichen Listen bis zu dem Tage von Smoiloffs Ankunft in Paris zurückreichend zu verschaffen. — Vielleicht war Lartig zugleich mit dem Russen oder auch noch früher in Paris eingetroffen. Gegen halb zehn Uhr fanden sich Jodelet und Martel bei der geheimen Agentin ein. Sie kannten Amata noch aus früherer Zeit her und zeigten eine aufrichtige Freude, wieder unter ihren Befehl gestellt worden zu sein.

„Ich bringe zugleich eine wichtige Nachricht: — der Ermordete ist erkannt worden!" sagte Jodelet nach den ersten Begrüßungen.

„Wirklich!" fuhr Amata freudig auf. „Das ist wahrhaftig eine glückliche Neuigkeit!"

„Hat aber einen bedeutenden Haken, die ganze Sache!" fuhr Jodelet fort. „Ich will nur lieber gleich erzählen. Ich mischte mich heute nachmittags, als ein schlichter Bürgersmann gekleidet, unter die Leute, welche die Leichen besichtigten. Man erhascht auf diese Weise gar oft ein Wort, durch das man auf irgend eine Spur geraten kann. Es herrschte ein arges Gedränge und langsam bewegte sich der Menschenstrom an den beiden Toten vorbei, die mit ihren klaffenden Wunden gar schauerlich anzusehen waren. Vor mir hatte ich zwei Männer, deren Gesichter ich gar wohl kannte; es waren zwei wiederholt bestrafte Diebe, die eben erst aus dem Gefängnis entlassen worden sein mußten. Ich behielt die zwei Kerls im Auge, argwöhnend, sie möchten das Gedränge zur Ausführung eines ihrer Gaunerstückchen benützen wollen. Der eine davon suchte plötzlich, den nachdrängenden Leuten zum Trotz, vor den Leichen stehen zu bleiben. „Ei, Silvan, den armen Mann da kenne ich — Teufel! er hatte den Ruf eines Menschen, der den Dolch gut zu führen verstand — und nun ist er selber mit seinem Lieblingsinstrumente kalt gemacht worden!"

„Bah!" sagte der andere, „wie willst Du ihn erkennen? Das Gesicht ist ganz blau und entstellt."

„Aber die Tätowierung am Arme, das ist mein eigenes Werk. Er ließ sich zum Zeitvertreib —"

Ein heftiger Ruck, den die nachdrängende Menschenmenge meinen Vagabunden versetzte, schnitt die begonnenen Erklärungen ab. Aber ich behielt meine Leute nun noch fester im Auge und draußen vor dem Leichenhause sprach ich sie ohne weiteres an.

„Sie haben den Ermordeten erkannt?" nahm ich den einen bei seinem Worte. „Sie würden der Polizei gewiß einen großen Dienst leisten, wenn Sie ihr über den Toten Aufschlüsse erteilen wollten. Ganz sicher hätten Sie auch ein gutes Trinkgeld zu erwarten."

„He, Galonbert, wir stehen unter der Traufe," flüsterte der andere seinem Gefährten zu. Das mußte irgend eine verabredete Warnung sein, denn Galonbert zog seine Augenbrauen in die Höhe und sah mich plötzlich sehr argwöhnisch an. „Bah — Sie haben falsch verstanden!" brummte er. „Ich habe niemanden erkannt! S'wär ja auch eine Kunst, den Toten zu erkennen — das Gesicht ist so entstellt — nicht wahr, Silvan?"

„Aber Sie haben ja die Tätowierung an seinem Arme selbst gemacht!" sagte ich.

„O, welcher neue Irrtum!" lachte Galonbert gezwungen. „Ich sagte nur, daß ich auch zu tätowieren verstehe, weiter nichts. Aber das Gelärme da drinnen ist so arg, daß man sein eigenes Wort nicht richtig hört, noch weniger also das der andern." Darauf blieb der Schurke trotz aller meiner Fragen, und später, als ich mich als Polizeiagent zu erkennen gab, auch trotz meiner Drohungen. Er wußte, daß er wohl unter gerichtlicher Aufsicht stand, daß ich indessen keine Macht über ihn hatte, bevor er ein neues Verbrechen beging. Er mischte sich endlich mit Silvan geschickt unter den ungeheuren Menschenzudrang und ich hatte meine Galle hinabzuschlucken. Der Vagabund will nichts mit der Polizei zu schaffen haben und würde sich eher einen Finger abschneiden, als uns, seinen Feinden einen Dienst erweisen."

„Und doch muß man ihn zum Sprechen bringen!" sagte Amata nachdenklich. „Kennen Sie den Schlupfwinkel der beiden Vagabunden, Jodelet?"

„Ihre jetzige Wohnung nicht. Wohl aber weiß ich, daß sie sich jeden Abend bis nach Mitternacht in der berüchtigten Schenke zum „unverfälschten Weine" aufzuhalten pflegen."

„Da ist keine Zeit zu verlieren," rief Amata, hastig von ihrem Sitze aufspringend. „Erwartet mich hier, ihr beide, in einer Viertelstunde werde ich wieder bei Euch sein." Amata schlüpfte in das Nebenzimmer und noch ehe die angegebene Zeit verstrichen war, sahen sie die beiden Agenten bis zur völligen Unkenntlichkeit verkleidet zurückkehren. Sie trug die mehr als einfache Kleidung einer Frau aus den niedrigsten Volksklassen. Ihr Gesicht war durch zahlreiche Runzeln entstellt und ihre Nase zeigte jene hohe Kupferröte, die verräterisch auf eine starke Neigung für spirituose Getränke hinweist. Ueber den Rücken hing ihr ein Bündel, aus dem nicht undeutlich alte Beinkleider, Hüte und ein abgetragener Samtmantel blickten. Amata war in die wandernde Kleidertröblerin verwandelt.

„Ah — Meisterin in der Verkleidungskunst, wie früher!" rief Martel bewundernd aus. „Ich selber würde Sie nicht erkennen, wenn ich Ihnen so auf der Straße begegnete, Frau Joubert."

„Still — dieser Name darf nicht ausgesprochen werden!" sagte Amata gebieterisch. „Die Kolonie der Verbrecher in Paris darf nicht ahnen, daß sich das „Katzenauge" wieder aufgethan hat nach langem Schlafe. Das wäre ein warnender Signalschuß für all das Gesindel. Nennt mich einfach Madame. Und nun in die Schenke zum „unverfälschten Weine". Sie, Jodelet, gehen in Civil gekleidet, wie Sie sind, in das Gastzimmer, trinken ein Glas von dem „berüchtigten Fabrikate" des „Papa Martin", und sagen mir dann, ob Silvan und Galonbert drinnen anwesend sind. Hierauf bleiben Sie mit Martel in der Nähe der Schenke und wenn ich dieselbe mit den Vagabunden verlasse, folgen Sie uns, aber so daß die Kerls durchaus keinen Verdacht schöpfen können, das heißt in beträchtlicher Entfernung!" Jodelet versicherte seinen pünktlichsten Gehorsam und die drei begaben sich ohne Zögern nach der verrufenen Schenke.

Amata blieb mit Martel unweit der Eingangsthüre stehen, bis Jodelet ihr die Versicherung brachte, daß die beiden Diebe ganz ruhig bei ihren gefüllten Weingläsern saßen. „Am ersten Tische, links vom Eingang!" fügte Jodelet bei. Amata empfahl den beiden Agenten nochmals Vorsicht an und betrat dann, sich wie eine körper-

lich Ermüdete unter die Last ihres Bündels beugend, das rauchgeschwärzte, schlecht beleuchtete Schankzimmer.

Amata erkannte die Gesuchten sogleich, denn sie hatte sich unterwegs von Jodelet deren genaue Personalbeschreibung erbeten. Es waren zwei kräftige Männer in den mittleren Jahren. Der eine mit dem intelligenten Gesichte, mit den blitzenden Augen und dem braunen Krausbhaar war Galonbert — der andere, stumpfer und passiver in die Welt Blickende mußte also sein unzertrennlicher Freund und Gefährte Silvan sein. Der Tisch, an dem die beiden saßen, war hinreichend groß, um daß Amata, ohne eine Absicht merken zu lassen, die eine leere Ecke einnehmen konnte. „Einen Liter vom Besten!" rief sie mit rauher Stimme. „Meine Kehle ist trocken wie ein Faß, welches lang in der Sonne steht. Geschwind, Papa Martin, sonst falle ich hier um vor Durst und Mattigkeit."

Papa Martin, der Wirt, war nicht gewöhnt, sich seinen Gästen zu liebe aus seinem ruhigen Gleichgewichte bringen zu lassen. Es dauerte deshalb eine gute Weile, bis er mit der Weinflasche und einem Glase zu Amata kam. Sie kostete das ihr vorgesetzte Getränke und schob es dann geringschätzig zur Seite.

„Ich habe gesagt „vom Besten!" schrie sie zornig auf. „Glaubt Papa Martin wohl, daß ich meinen Trunk nicht bezahlen kann? O heute klimperts mehr als je in meinem Geldbeutel; habe prächtige Geschäfte gemacht und Papa Martin mag sich von dem guten Stand meiner Kasse nur überzeugen."

Sie leerte ihre große, lederne Geldbörse auf dem Tische aus, daß die silbernen Franken und auch ein einzelner Napoleonsd'or nach allen Richtungen hinrollten. Silvan fing eines der Geldstücke auf, welches eben auf die Erde fallen wollte und gab es der Eigentümerin zurück. Dabei ruhte sein Blick mit unbeschreiblicher Gier auf den funkelnden Münzen, die nach und nach wieder in dem schwarzen Lederbeutel Amata's verschwanden.

„Ein hübsches Sümmchen das!" sagte er leise zu Galonbert. „Und wir armen Teufel sitzen so auf dem Trockenen. Ich seh's an Papa Martins Gesichte, daß er uns nicht mehr lange borgen wird."

„Und man muß doch essen und trinken!" brummte Galonbert.

„Woher nehmen und nicht stehlen? heißt das Sprüchwort, welches so herrlich auf uns paßt. Auf dem Stehlen aber liegt Strafe, und eine harte noch dazu, da sagen sie „Arbeitet!" Wer aber gibt uns „Gewohnheitsdieben" Arbeit? Und doch weiß ich, daß ich gerne meine Hände regen möchte, wenn ich mich nur einmal von der Aufsicht dieser verdammten Polizei befreien könnte. Bah, das sind alles leere Worte! Wir werden wieder stehlen, sobald die Gelegenheit kommt, man wird uns wieder einfangen und so geht's fort unser Lebtag lang. Auf gute Geschäfte, Silvan!" Amata hatte inzwischen anderen Wein erhalten, den sie mit sichtlichem Wohlgefallen schlürfte, und wahrlich in nicht allzu kleinen Zügen. Bald war die Flasche geleert und Papa Martin mußte sie von neuem füllen. „O Ihr trinkt auch von dem abscheulichen Gebräu, welches ich zurück geschickt habe," sagte sie plötzlich zu Silvan, während sie unsanft nach seinem Glase stieß. „Das soll Wein sein und noch dazu unverfälschter!"

„Wir sind eben nicht reich genug, „vom Besten" zu trinken!" erwiderte Silvan spitzig. Ihr mit eurem Kleiderkram scheint freilich genug zu verdienen! Hätte nicht gedacht, daß man aus so alten Lumpen, wie Ihr sie da in eurem Bündel tragt, so viel Silber und sogar Gold herausschlagen kann."

„Man handelt nicht immer mit „Lumpen", sagte Amata in leiserem Tone. „Es kommen auch gediegene Stücke vor, feiner Leute Kleider, und da verdient man denn leicht ein Stück Geld, wenn man nicht nach dem Eigentumsrecht des Verkäufers fragt."

„Ah, ich verstehe!" mischte sich Galonbert, aufmerksam werdend, in das Gespräch. „Ja, auf diese Weise mag Euer Geschäft so übel nicht sein. Ich kannte eine andere Eures Schlages, die später von ihren Renten ganz anständig leben konnte."

„Man muß ihren Namen zu erfahren suchen," flüsterte er seinem Freunde zu. „Manchmal braucht man dergleichen Leute!"

Galonbert's Flasche war leer geworden und er wagte es nicht, den Papa Martin um einen zweiten Liter anzusprechen. Amata bemerkte mit einem raschen Blicke die Verlegenheit. „Trinkt aus meiner Flasche," sagte sie. „Und Euer Freund mag sich auch sein Glas füllen, heute kommt mir's nicht darauf an, eine tüchtige Zeche zu machen. Bin so guter Laune heute, daß ich die ganze Welt umarmen möchte. Auf Euer Wohl — Herr — wie heißt Ihr denn eigentlich?"

„Galonbert!"

„Und der andere?"

„Silvan!"

„Also auf euer Wohl, Galonbert und Silvan!" Und wieder schüttete Amata ein Glas Wein in ihre durstige Kehle.

„Du, die betrinkt sich, von der können wir profitieren!" raunte Galonbert seinem Freunde zu. Silvan folgte dem Beispiele seines Gefährten und füllte sein Glas nur mehr aus Amata's Flasche. Ein dritter Liter wanderte auf den Tisch und dann noch ein vierter und fünfter.

Amata schaute den Vagabunden mit einem weinseligen, blöden Lächeln zu und ermunterte sie zum fleißigen Trinken, in welcher Beschäftigung sie auch nicht weit hinter ihnen zurückblieb.

„Wo wohnt Ihr denn eigentlich?" fragte Galonbert nachlässig. „Wenn wir etwas für unsere Garderobe anschaffen wollen, werden wir zum Dank für Eure heutige Freigiebigkeit gewiß Eure Kunden sein. Wir haben nicht immer einen so leeren Beutel wie heute. Wir kommen eben von einem Orte — nun — wo man nichts verdienen kann —"

„Ich heiße Jeanette Ville!" lallte Amata mit schwerer Zunge. „Wenn Ihr in der Schenke zum „roten Ochsen", die Euch gewiß bekannt ist, nach mir fragen wollt, so wird man Euch schon an mich weisen. Ich gebe nicht gerne meine Wohnung an — man könnte Ungelegenheit davon haben. Ich wette, daß auch Ihr mir Euren Schlupfwinkel nicht verraten würdet. Aber jetzt will ich nur noch einen Blick in die Zeitung thun und dann gehe ich. He, Papa Martin, eine Zeitung!"

„Oh — es geht nicht mit dem Lesen!" brummte sie, als man sie ihr gebracht hatte. „Der Wein des Papa Martin ist mir in die Augen gefahren, die Buchstaben tanzen wie kleine schwarze Teufel vor mir."

„Wißt Ihr nicht, ob irgend etwas neues über den Doppelmord entdeckt worden ist?" wandte sie sich an Silvan. „Ich lese gar gerne Kriminalgeschichten, das verschafft einem doch ein bischen Zerstreuung — um all das andere fade Zeitungsgeschwätz kümmere ich mich nicht."

„Ich dagegen bin froh, wenn ich von Kriminalbeamten und Untersuchungen und dergleichen nichts höre," erwiderte Silvan. „Im Leichenhause waren wir beide aber trotzdem, aus Neugierde. Alt und Jung, Reich und Arm geht ja hin. Habt Ihr die Leichen nicht auch angesehen?"

„Nein — mir graut davor! Mich wundert nur, daß weder der Mann noch die Frau bis jetzt erkannt worden sind. Es müssen wohl Fremde sein, die nur in Geschäften nach Paris kamen. Eine Nachbarin von mir war gestern auch dort und die hörte es für gewiß, daß der Ermordete ein sehr vornehmer Herr war, denn man hat sehr viel Geld und kostbare Schmucksachen bei ihm gefunden und auf seiner Uhr ist eine Grafenkrone aus Brillanten angebracht."

Galonbert brach in ein lautes Gelächter aus. „Der und ein vornehmer Herr!" rief er spöttisch aus. „So wahr ich einer bin!"

„Woher könnt Ihr denn das so genau wissen?" fragte Amata mit ungläubiger Miene. „Meine Nachbarin hat wohl gute Informationen, denn ihr Schwager ist im Leichenhause angestellt. Jetzt werdet Ihr doch gewiß nicht mehr an der Wahrheit meiner Worte zweifeln!"

„Wenn man auch Geld und eine Uhr mit der Grafenkrone bei dem Toten gefunden hat, ein vornehmer Herr ist er darum doch nicht gewesen," beharrte Galonbert.

„So habt Ihr ihn gekannt?" Amata that diese Frage gleichgültig — aber sie senkte dabei ihre Augenlider, um ihren gespannten, fast ängstlichen Blick zu verbergen.

Einen Augenblick lang war Galonbert sichtlich in die Versuchung gebracht, der Kleidertrödlerin eine geheimnisvolle Mitteilung zu machen. Plötzlich indessen schlug er ein erneutes Gelächter auf und klopfte Amata vertraulich auf die Schulter. „Was bildet Ihr Euch ein, meine Gute? Unser eins versteht sich eben auch ein wenig auf Physiognomien. Der Ermordete ist nie und nimmermehr ein vornehmer Herr, sondern ganz gewiß nur einer unseresgleichen gewesen!"

Amata wußte nun, daß Galonbert den Ermordeten wirklich kannte, dies aber durchaus nicht zugeben wollte. Und sie durfte jetzt keine Frage mehr an ihn thun, um keinen Argwohn in ihm zu erregen. „Lassen wir es gut sein, Ihr mögt vielleicht auch recht haben!" sagte sie. „He, Papa Martin, wie hoch ist meine Zeche? Ich bin schläfrig, ich will nach Hause!"

Als Papa Martins Ansprüche befriedigt waren, steckte Amata ihre Geldbörse in ihre Tasche, aber so nachlässig, daß sie zur Hälfte herausragte. Ein Blick Galonbert's machte Silvan auf diesen Umstand aufmerksam. „Ihr scheint nicht fest auf Euren Füßen zu stehen!" sagte Silvan. „Wenn es Euch genehm ist, so wollen wir Euch nach Hause begleiten! Es ist auch schaurig für ein Frauenzimmer, so spät allein zu gehen."

„Und ob mir's genehm ist!" rief Amata zufrieden. „Doch Ihr dürft nur bis an die Ecke meiner Straße mit mir gehen. Von dort finde ich schon allein nach Hause."

„Ah — Ihr seid sehr mißtrauisch!" sagte Galonbert. „Nun auch recht — bis an die Ecke Eurer Straße also. Vielleicht treffen wir uns ein anderes Mal bei Martin wieder."

„Kann leicht sein!" erwiderte Amata, während sie mit denselben die Schenke verließ. Sie stützte sich schwer auf Silvans Arm und er lenkte gar vorsorglich ihre unsicheren Schritte.

„Fertig!" sagte Silvan plötzlich sehr leise. Das bedeutete, daß Amata's Geldbörse in seine eigene Tasche gewandert war. Auch Amata aber verstand den Sinn dieses Wortes, da sie den geschickten Handgriff des Taschendiebes gar wohl gefühlt hatte.

„Ist Eure Straße noch weit entfernt?" fragte Galonbert, dem daran lag, aus dem Bereiche der Trödlerin zu kommen, ehe sie den Verlust ihrer Börse bemerkte.

„Nein, Ihr könnt mich jetzt verlassen! Gute Nacht — ich finde allein nach Hause. Ich werde wieder einsprechen bei Papa Martin,

denn ihr seid brave Gesellen. Gute Nacht!“ Und Amata taumelte schwankenden Schrittes davon.

Die beiden entfernten sich in entgegengesetzter Richtung. Amata horchte eine Weile auf ihre eiligen Schritte — dann schlich sie ihnen nach. Und hinter ihr drein kamen, in einer gewissen Entfernung, Jodelet und Martel. Es ging kreuz und quer, durch enge Gäßchen in ein Stadtviertel, welches nur von ärmeren Leuten bewohnt wurde. Silvan und Galonbert standen vor einem elend aussehenden Hause still und der letztere zog den Thorschlüssel aus der Tasche. Amata beobachtete sie von einem öffentlichen Brunnen aus, in dessen Schatten sie sich niedergekauert hatte. Jodelet und Martel schlenderten nachlässig an dem Thor vorüber, durch welches Silvan und Galonbert eben verschwanden. Nach wenigen Minuten erschien Licht oben an zwei Fenstern des ersten Stockwerkes.

Amata gesellte sich am Ende der Straße zu ihren beiden Agenten. „Ich bleibe hier, um das Haus zu bewachen!“ flüsterte sie diesen zu. „Ihr geht, um polizeiliche Hilfe zu holen. Wir werden morgen wissen, wer der Ermordete ist.“ — Ein paar Stunden später wurden Silvan und Galonbert aus ihrem besten Schlaf durch das Erscheinen der Polizei geweckt. Die Geldbörse, welche Silvan der Trödlerin entwendet hatte, fand sich, unter alte Lumpen versteckt, vor und da nützten denn alle seine Versicherungen nichts, er habe den alten Beutel auf der Straße gefunden und es sei ein einziger Frank in Kleingeld drinnen gewesen. Er wurde mit seinem treuen Freunde und Schicksalsgenossen Galonbert in das Stadtgefängnis geführt. „Ich hab's ja gesagt, die alte Geschichte!“ brummte Galonbert, während er sich verdrießlich auf die harten Bretter streckte, die ihm nun zum Bette dienten. „Wir kommen nicht mehr los von der Polizei. Dieses Mal aber ist's eine Schmach, wie geschwind sie uns wieder erwischt haben. O die verdammte alte Hexe von einer Trödlerin! Was wird der Herr Untersuchungsrichter morgen zu uns sagen?“

20.

Am nächsten Morgen wurden Silvan und Galonbert in die Kanzlei des Herrn von Gibray zum Verhöre geführt. Hinter einem hohen Schreibpulte, so daß die beiden Diebe sie nicht sehen konnten, saß Amata in ihren gewöhnlichen Kleidern. Sie wollte die Aussagen Galonbert's über den Toten im Leichenhause mit ihren eigenen Ohren vernehmen. Herr von Gibray blieb einige Minuten stumm und heftete nur seinen kalten, durchdringenden Blick auf die beiden Diebe.

„Wie uns der betrachtet!“ murmelte Silvan seinem Genossen zu. „Ich wette, er erkennt uns, wenn er nur erst einmal in seinen Folianten dort geblättert hat — als Rückfällige dürfen wir uns auf eine hübsche Predigt gefaßt machen. Und wenn's nur das wäre!“

„Welcher von euch heißt Galonbert?“ fragte Herr von Gibray.

„Ich, Herr Richter!“ sagte der Genannte vortretend.

„Sie sind ein Rückfälliger, Galonbert, Sie sind schon sechsmal polizeilich bestraft worden.“

„Ich wußt' es ja, daß er uns kennt!“ brummte Silvan.

„Es ist wahr, Herr Richter!“ sagte Galonbert in kläglichem Tone. „Mein Gott, ich habe gar kein Glück. Andere stehlen jahrelang und werden reich dabei, ohne etwas mit der Polizei zu thun zu haben. Und ich — sobald ich nur, aus purer Not versteht sich, nach einer miserablen Geldbörse die Hand ausstrecke, gleich erwischt mich die Gerechtigkeit beim Rockzipfel. Nein, ich habe gar kein Glück!“

„Und Sie nennen sich Silvan?“ wandte sich Herr von Gibray zu dem anderen.

„Ja — zu dienen, Herr Richter.“

„Sie folgen treulich Galonbert's Spuren. Auch Sie sind sechsmal verurteilt worden, immer mit ihm zugleich!“

„Wir sind eben Freunde!“

„In der schönsten Bedeutung des Wortes!“ sagte Gibray unwillkürlich lächelnd. Er nahm eine Photographie aus der Lade seines Schreibtisches und hielt dieselbe plötzlich vor Galonbert's Augen.

„Kennen Sie diesen Mann?“ fragte er, Galonbert unverwandt betrachtend.

„Das Gesicht ist ganz verwischt und undeutlich. Man möchte meinen, daß dies ein toter Mensch sei!“

„So ist es auch!“ rief Herr von Gibray scharf. „Das ist der Ermordete, welcher ausgestellt ist. Und den müssen Sie doch wohl kennen?“



Die kleine Künstlerin. (Mit Text.)



Panorama von Paris. (Mit Text.)

„Heiligster Gott!“ schrie Galonbert. „Man hat doch nicht irgend einen Verdacht auf uns?“

„Bis jetzt nicht, wenn Sie selber ihn nicht hervorrufen!“ entgegnete Gibray ruhig. „Sie haben gestern im Leichenhause gesagt, daß Sie den Ermordeten kennen. Warum haben Sie später dem Polizeiagenten, der Sie über diesen Umstand befragte, keine Auskunft gegeben?“

Galonbert hatte plötzlich seine Fassung wieder gewonnen. Von der Seite wehte also der Wind? Man wollte etwas erfahren durch ihn? Aber Galonbert war nicht einer, der umsonst sprach. Sein Wissen sollte ihm Vorteil bringen und ihm abgekauft werden, sonst öffnete er nicht einmal den Mund zu irgend einer Erklärung.

„Der Polizeiagent hat sich geirrt!“ brummte er. „Ich kenne den Toten nicht, habe nie behauptet, daß ich ihn kenne. Uebrigens schreckt es mich nicht mehr, wenn man uns auch irgendwie verdächtigt. Die beiden Mordthaten sind am 20. Dezember verübt worden. An diesem Tage waren wir auf der Reise nach Paris, von unserem letzten Gefängnis her. Wir sind erst am 21. Dezember frühmorgens hier angekommen. Wir haben uns also vor einer Untersuchung nicht zu fürchten.“

Herr von Gibray sah ein, daß der Angriff von dieser Seite aus nutzlos war. Er mußte sich zu einem Opfer entschließen, wenn er etwas erfahren wollte. „Hört mich beide an!“ sagte er. „Ihr seid heute Nacht auf einem frischen Diebstahl ertappt worden. Als Rückfällige kommt ihr nicht los unter vierzehnmonatlichem Gefängnis und mehrjähriger polizeilicher Ueberwachung, das wißt ihr.“

„Nur zu gut!“ sagte Galonbert ingrimmig.

„Und diese polizeiliche Ueberwachung ist das Schlimmste, die bringt einen immer wieder in's Verderben. Man kann ja keinen freien Atemzug thun!“ sagte Silvan.

„Wohl denn!“ fuhr Herr von Gibray fort. „Sagen Sie mir, wer der Ermordete ist und ich werde vielleicht die gerichtliche Prozedur wider euch beide abschneiden und euch in Freiheit setzen lassen!“

„Geben Sie uns Ihr Wort darauf?“ Herr Richter?“ fragte Galonbert hastig.

„Ja — vorausgesetzt, daß Sie mich mit keiner Lüge abfertigen, was ja die Untersuchung Ihrer Aussagen zeigen wird.“

„O, dem Gerichte gegenüber spricht er immer nur die pure Wahrheit!“ beteuerte Silvan.

„Ja, nur die Wahrheit!“ sagte auch Galonbert. „Ich muß von mir zu erzählen anfangen. Es war im Jahre 1859, als ich mit Silvan zum erstenmal bei einem kleinen Diebstahl ertappt und zu dreimonatlicher Kerkerstrafe verurteilt wurde. Auf meinen armen Silvan machte die Sache damals einen so tiefen Eindruck, daß er in ein gefährliches Nervenfieber verfiel und seine ganze Strafzeit im Inquisitenspital zubrachte. Ich aber wurde in das Gefängnis von Poissy überführt. Ich langweilte mich furchtbar ohne Silvan und da schloß ich mich denn aus bloßem Bedürfnis irgend einer Kameradschaft an einen Mitgefangenen an, der Gustav Perrier hieß und wegen eines verübten Meuchelmordes fest saß. Er war sonst ein guter Kerl und vertrieb mir die Zeit durch seine schönen Erzählungen, denn er hatte schier die ganze Welt durchreist. Eines Tages, während eines trübseligen Regenwetters, kamen wir auf den Gedanken, uns gegenseitig zu tätowieren zum Andenken an unsere geschlossene Freundschaft. Sie erraten nun schon, Herr Richter, daß Gustav Perrier und der Ermordete eine und dieselbe Person ist und daß ich ihn an der Tätowierung auf seinem Arme erkannte. Zum Beweis meiner Worte kann Ihnen dienen, daß ich die gleiche Tätowierung aufzuweisen habe, wie der arme Perrier.“

Galonbert entblößte seinen rechten Vorderarm und Herr von Gibray erblickte genau dieselbe Narbe, die ihm bei dem Ermordeten so viel zu denken gegeben hatte.

„Haben Sie Gustav Perrier seit Ihrer Entfernung aus Poissy wiedergesehen?“ fragte Herr von Gibray.

„Erst gestern, auf den Brettern des Leichenhauses!“

„Wissen Sie sonst etwas von ihm auszusagen, von seinen Verwandten oder Freunden, durch die wir weitere Aufschlüsse erhalten könnten?“

„Verwandte hatte er, so viel er mir sagte, keine,“ versetzte Galonbert. „Freunde — hm ja — seine Verbündeten, wovon einer mit ihm als sein Helfershelfer bei dem Morde gefangen saß. Ein zweiter kam einmal zu ihm nach Poissy. Von den anderen erzählte er mir nur und nannte mir ihre Namen.“

„Er hatte also viele Mitschuldige — dieser Perrier?“

„Er gehörte einem geheimnisvollen Bunde an,“ sagte Galonbert. „Jetzt, da er tot ist, kann ihm meine Aussage ja nicht mehr schaden, und ich leiste der Polizei gern einen Dienst!“

„Wie viele Mitglieder zählte jener Bund?“ fragte Gibray begierig.

„Fünf, Herr Richter.“

„Und wissen Sie die Namen von allen?“

„Ja!“

„Wie hieß also derjenige, der mit Perrier gefangen saß?“

„Michael Bermont, Herr Richter. Ein schöner, geistvoller Jüngling, der sich wenig mit Perrier abgab und viel noblere Manieren hatte.“

„Und die anderen?“

Galonbert tippte an seine Stirne, wie um seinem Gedächtnis nachzuhelfen. „Verdier, hieß der eine!“ sagte er langsam — „jetzt nennen wir Bermont und Perrier, macht drei — der vierte Chauvin — und der fünfte — Peter Lar — Peter Lartig, ganz recht!“

„Peter Lartig!“ schrie Herr von Gibray auf. Er mäßigte sich indessen sogleich wieder, um dem Diebe nicht zu verraten, wie wichtig die gemachten Aussagen für die Polizei waren.

„Wissen Sie nicht, zu welchem Zwecke sich jene Bande eigentlich gebildet hatte?“ fragte er ruhig.

„Um zu stehlen, zu rauben, zu betrügen im großen — und auch um zu morden, wenn der Mord bezahlt wurde. Perrier erzählte mir, daß Peter Lartig eine junge Gräfin in Paris ermordet hatte im Auftrage eines russischen Grafen und nun einen Jahresgehalt von viertausend Rubel dafür bezog.“

„Und warum ließ der russische Graf die junge Frau ermorden?“ fragte Herr von Gibray hastig. „Hat Ihnen Perrier nichts davon anvertraut?“

„Es war eine Privatrache!“ erwiderte Galonbert. „Der Graf war in die junge Gattin seines besten Freundes verliebt und versuchte, sie zur Scheidung von ihrem Gemahl zu bewegen. Sie hielt aber standhaft an ihrer ersten Ehe fest und drohte, ihrem Manne die verräterischen Absichten seines Freundes zu enthüllen. Halb aus Zorn über seine mißlungenen Absichten und halb aus Furcht vor der Entdeckung ließ der russische Graf dann die arme Dame durch Lartig aus der Welt schaffen.“

„Und wie hieß derjenige von der Bande, der einmal zu Perrier nach Poissy kam?“ fragte Herr von Gibray, seine ganze Bewegung über so wichtige Mitteilungen geschickt verbergend.

„Verdier, Herr Richter. Er schlich sich, als Priester verkleidet, in das Gefängnis und wollte Perrier einen Brief übergeben, er wurde aber dabei ertappt und ergriff mit großer Geschicklichkeit die Flucht, ehe der Aufseher, der seine Manipulation bemerkt hatte, um Hilfe rufen konnte.“

„Sie haben Verdier gesehen?“ fragte Herr von Gibray.

„Ja — ich war auch gerade im Hofe des Gefängnisses gegenwärtig und sah wie Verdier, seinen langen Priesterrock in die Höhe nehmend, an den erstaunten Wachen vorbei, durch das Thor auf die Straße stürzte!“

„Könnten Sie ihn wiedererkennen?“

„Ich glaube ja — trotzdem so viele Jahre seitdem vergangen sind. Er hatte ein scharf markiertes Gesicht, das sich sehr leicht in das Gedächtnis prägte.“

„Von Chauvin und Lartig kennen Sie nur die Namen?“

„Ja, Herr Richter!“

„Gut, Ihr beide könnt in eure Zellen zurückkehren. Wenn die gemachten Aussagen für wahr befunden werden, dann weiß ich euch auch zu belohnen. Adieu für jetzt!“

Kaum hatten die beiden Diebe die Kanzlei verlassen, als Amata lebhaft aus ihrem Verstecke hervortrat. „O, welche wichtigen Entdeckungen!“ rief sie erschüttert aus. „Ich sagte es ja gleich, daß zwischen Lartig und dem Doppelmorde eine innige Beziehung bestehen kann. Gustav Perrier ist wohl zum Verräter an dem Bunde geworden und Lartig hat ihn bestraft dafür. Und auch die ermordete Frau mag sich gegen die Verbrecherbande in irgend einer Weise versündigt haben. Und ich bin es nun gewiß, daß ich nur nach einem Verbrecher zu suchen habe, und das ist Lartig.“

„Ob wohl gegenwärtig mehrere Angehörige des Bundes in Paris sind, oder nur Lartig?“ sagte Herr von Gibray.

„Um das zu erfahren, haben wir die Hilfe jenes Galonbert nötig!“ erwiderte Amata. „Er kennt Bermont und Verdier — ich kenne Lartig! — Wenn ich mit Galonbert vereint suche, ist es doch sehr wahrscheinlich, daß wir einen von den dreien finden? Und haben wir nur ein Mitglied des Bundes in unseren Händen, so werden wir schon den Aufenthalt der übrigen erfahren. Weit schwerer wäre es für mich, den einzigen Lartig, dieses Chameleon, das sich in tausend Formen verändert, zu entdecken.“

„Ah — Sie denken daran, Silvan und Galonbert für den Polizeidienst anzuwerben und zur Verfolgung des Bundes der Fünfe zu benützen?“ fragte Herr von Gibray. „Diese Idee hat ihre Vorteile und dergleichen ist schon oft geschehen. Sie müssen sich eben die Zustimmung des Polizeidirektors und des Justizdelegaten zu Ihrem Plane zu verschaffen suchen.“ Amata nickte. Und es dauerte keine volle Stunde, so hatten die betreffenden Persönlichkeiten auch schon ihre Einwilligung in Amata's Vorschläge gegeben. Sie ließ sich nun im Beisein des Polizeidirektors die beiden Diebe vorführen.

Weder Galonbert noch Silvan erkannten in der anständig gekleideten und würdig aussehenden Frau die Kleidertrödlerin vom vorigen Abend. Fragend und neugierig blickten sie nur auf den Polizeidirektor, der über ihr Los zu entscheiden hatte. „Ihr seid beide frei — aber unter einer Bedingung!“ sagte der Beamte mit ziemlicher Freundlichkeit.

„Sprechen Sie, Herr Polizeidirektor,“ antwortete Galonbert demütig. „Ich und Silvan thun alles für die Polizei!“

„Nun wohl — das könnt ihr gerade jetzt beweisen, denn die

Bedingung für eure Freilassung ist, daß ihr gegen einen anständigen Gehalt in den Polizeidienst eintreten müßt, was natürlich die Notwendigkeit einschließt, allen euren früheren, verbrecherischen Neigungen zu entsagen."

„O welches Glück!" riefen die beiden wie aus einem Munde. Und Galonbert setzte noch hinzu: „Wir haben keinen anderen Wunsch, als ehrliche Leute zu werden! Und wenn wir nur erst ein sicheres Brot zu essen haben, so soll's daran nicht fehlen. Wir erklären uns ganz zu Diensten der hohen Polizei!"

„Ihr werdet unmittelbar dieser Frau hier untergeordnet sein!" sagte der Polizeidirektor. „Sie leistet der Polizei sehr hohe und unbezahlbare Dienste und ihr müßt ihr gehorchen in allem und jedem."

„Um so besser!" schmunzelte Silvan. „Ein Frauenregiment ist wenigstens nie gar so streng!"

„Findet euch heute nachmittag hier ein!" sagte der Polizeidirektor. „Ich werde euch anständige Kleider und einen Monatsgehalt verabfolgen lassen. Sucht euch auch eine Wohnung in einem unverdächtigen Hause. Und nun Adieu." Die beiden Freunde machten mit hochbefriedigten Mienen eine Schwenkung nach der Thüre.

„Wie gut war's, daß uns die Polizei bei dem Börsendiebstahl auf die Spur gekommen ist," sagte Galonbert zu Silvan. „Ohne das wäre wohl nie die Gelegenheit gekommen, meine Auskunft über den Toten so teuer zu verkaufen. Eine Anstellung beim Gerichte — einen guten Gehalt, anständige Kleider, nichts mehr von der Polizei zu fürchten zu haben, sondern selber Polizei spielen — weißt Du, Silvan, so etwas Schönes hab' ich mir nicht einmal im Traum eingebildet. Es lebe unser neues Amt! Wir werden jetzt selber Jäger sein, Silvan, und nicht mehr das arme, verfolgte und halb zu Tode gehetzte Wild!"

21.

Moritz war von seinem Ausfluge nach Vie-sur-Braisnes, jenem Dorfe, wohin Dharville seine Nichte Felicitas zur Erziehung gegeben hatte, wieder nach Paris zurückgekehrt und verfügte sich sogleich zu dem falschen Kapitän van Brook. Er fand wie gewöhnlich auch Verdier dort. Die Verbündeten schienen Moritz schon mit großer Ungeduld erwartet zu haben. „Nun, mein lieber Freund, — was haben Sie ausgerichtet!" rief ihm Lartig begierig entgegen. „Haben Sie das Mädchen gefunden?"

„Leider nicht!" erwiderte Moritz unzufrieden. „Und ich bringe keinen anderen Anhaltspunkt, um sie zu suchen, als eine armselige Photographie!"

„Wie?" rief Verdier niedergeschlagen.

„Die Frau, welche das Kind großzog, hatte ich bald gefunden!" berichtete Moritz. „Dergleichen Leute kleben fest an der Erdscholle, auf der sie geboren wurden. Sie besitzt ein hübsches Haus — die Leute, bei denen ich Erkundigungen über sie einzog, sagten, daß sie sich ihr ganzes Vermögen mit dem Aufziehen kleiner Kinder erworben hätte. Ich aber dachte sogleich an Dharville's 30,000 Franken, mit denen die gute Frau wohl wie mit ihrem Eigentum umgegangen war, und ich hatte nicht falsch geraten. Die Alte erschrak bis in die Knochen hinein, als ich sie nach Felicitas fragte, und dabei den Taufschein des Mädchens als meine Legitimation vorwies. Sie fürchtete ganz sicher, daß sie nun Rechenschaft über die Verwendung des Geldes ablegen müßte. Ich that aber nichts dergleichen, sondern wollte nur Felicitas sehen. „Ach Herr!" stotterte die Alte. „Das Mädchen ist nicht mehr in meinem Hause. Sie hatte Lust, ihr Glück draußen in der Welt zu versuchen. Und ich hielt sie nicht zurück, da ich einsah, daß ihr hübsches Gesicht und ihre feine Art nicht in unser Dorf zu den Bauern paßte. Sie ist schon vor sechs Jahren nach Paris gegangen und hat dort als Kammermädchen gedient. Sie schrieb mir auch noch einigemal und schickte mir ihre Photographie. Seit zwei Jahren aber hat sie gar nichts mehr von sich hören lassen — ich fürchte, sie ist nicht mehr am Leben, das gute Geschöpf, sonst hätte sie gewiß nicht ihre Pflegemutter vergessen!" Ich begehrte die Briefe des Mädchens und ihre Photographie zu sehen. Das Bild brachte die Alte auch gleich zum Vorschein, die Briefe aber wollte sie verlegt oder verloren haben. Ich war weit entfernt, das zu glauben, denn ich weiß, daß Landleute die wenigen Briefe, die sie empfangen, gleich Reliquien aufbewahren. Ich rückte deshalb mit Drohungen bezüglich der 30,000 Franken in's Feld und gleich darauf bekam ich die verlangten Briefe zu sehen. Ich begriff gar leicht, warum die Alte mich dieselben nicht hatte lesen lassen wollen."

(Fortsetzung folgt.)

Wie die ersten Post-Sparkassen- und die Post-Renten-Versicherungen entstanden sind.

Von E. König. (Fortsetzung.)

Am 17. Mai 1861 wurde der Gesetzentwurf, betitelt: „Akte, betreffend vermehrte Erleichterungen beim Deponieren kleiner Sparkasseneinlagen mit Rückzahlungen, die von der Regierung garantiert werden," Gesetz. Die ersten Post-Sparkassen datieren vom 16. September 1861. Die Ausdehnung des Instituts auf Irland und Schottland erfolgte am 3. und 17. Februar 1862. Im Jahre 1869 befanden sich in runder Summe 2100 Postsparkassen in England, Wales und auf den Inseln, 500 in Irland und 400 in Schottland. Einige der Großstädte besaßen damals schon mehrere solcher Kassen, so Edinburg 5, Dublin 12, Liverpool 10, Birmingham 16 und Bristol 7.

Von der ganzen Anzahl Post-Sparkassen waren nur 161 nach einem im März erstatteten Berichte vorhanden, denen es an Einlegern fehlte, und diese Zahl beschränkte sich fast ausschließlich auf die kleinen ländlichen Bezirke und solche Sparkassen, die erst ganz kurze Zeit in Thätigkeit waren.

Im März 1864 betrug die Zahl der Einleger bereits 461,505, von denen 403,560 in England, 14,713 in Wales wohnten. Zu derselben Zeit war der Totalbetrag des der Postverwaltung anvertrauten Geldes 5,955,774 Pfd. St. Sechs Monate später, im September 1864, war die Totalsumme der Einleger schon 2,130,000 mit einem Gesamtgeldbetrage von 6,940,000 Pfd. St. Bis zu demselben Zeitpunkte waren 2,452,000 Pfd. St. zurückgezahlt worden und zwar in 460,000 verschiedenen Beträgen. Danach betrug das Guthaben der Einleger im September die Summe von 4,488,000 Pfd. St.

Die am meisten befriedigenden Thatsachen in Bezug auf die neuen Sparkassen waren sonach folgende:

1) daß der größere Teil der empfangenen 7,000,000 Pfd. St. ein neues Kapital darstellte, erzeugt aus Ersparnissen, welche die alten Sparkassen verabsäumt hatten, an sich zu ziehen, und

2) daß die Post-Sparkassen eine weit größere Zahl Einleger aufzuweisen hatten, als die Sparkassen des alten Systems. Dies wurde durch die Thatsache bewiesen, daß das in den neuen Sparkassen angesammelte Geld, obgleich es nur den zehnten Teil der in den alten Sparkassen deponierten Summe ausmachte, durch ein Fünftel der Anzahl jener Einleger niedergelegt worden war, und daß ferner der durchschnittliche Betrag eines Depositums 3 Pfd. 5 Schill. bei den neuen, dagegen 4 Pfd. 9 Schill. bei den alten Sparkassen war.

Während der Jahre 1863 und 1864 schlossen etwa 60 alte Sparkassen ihre Geschäfte und floß darauf ein Teil des Geldes den Postsparkassen zu.

Das Verfahren der neuen Postsparkassen Englands war ebenso einfach als zweckentsprechend.

Beim Einzahlen des ersten Depositums wurde und wird noch dem Einleger ein Kontobüchlein (Sparkassenbuch) eingehändigt, in welches sein Name, seine Wohnung und sein Stand eingetragen sind.

Alle erforderlichen Bestimmungen sind in diesem Buche angegeben. Der Betrag jeder Einlage wird durch den Postmeister verzeichnet und ein Abdruck des Tagesstempels der Postanstalt beigefügt.

Beim Schlusse der Tagesgeschäfte mußte der Postmeister dem General-Postmeister in London eine vollständige Nachweisung aller Einlagen, welche bei seiner Postanstalt gemacht, liefern.

Mit umgehender Post erhielt jeder Einleger ein Anerkenntnis in Gestalt eines besonderen Briefes vom General-Postamt, wodurch der General-Postmeister für den Betrag verantwortlich wurde. Wenn diese Bescheinigung nicht innerhalb 10 Tagen einging, so war eine Anfrage zu erlassen.

Schon die Ausfertigung der Anerkenntnisse jeder einzelnen Einlage für die Postanweisungs-Bureaus der drei Königreiche würde für ein Privatunternehmen eine Herkulesarbeit geworden sein und namhafte Portokosten verursacht haben. Beim Postdepartement dagegen wird diese Arbeit mit wunderbarer Leichtigkeit bewältigt, und die ganze Korrespondenz in Sparkassenangelegenheiten bildet nur eine unmerkliche Welle im Strome des Postverkehres der Nation, welcher allnächtlich in dem Gebäude von St. Martin (im General-Postamte zu London) zusammenflutet. —

Wünscht ein Einleger etwas von seinem Gelde zurückzuziehen, so wendet er sich an die nächste Postanstalt um das vorgeschriebene Formular und füllt letzteres ordnungsmäßig aus. Mit umgehender Post erhält er sodann eine Ermächtigung (warrant), durch welche der näher bezeichnete Postmeister autorisiert wird, den verlangten Betrag zu zahlen.

In dieser Hinsicht bieten die Postsparkassen ganz besondere Vorteile. Beispielsweise kann ein Einleger, welcher nach der Hauptstadt gereist ist, mit einer kleinen, rechtzeitig eingelieferten Notiz an die betreffende Behörde in London von seinem zu Hause eingelieferten Betrage so viel erhalten, als er gebraucht. Eine andere Person, die von einer Stadt zu einer anderen verzogen ist, kann ohne irgend eine Ausgabe und ohne irgend eine Belästigung, als die Ausfertigung einer kleinen Notiz, ihr Konto auf den neuen Wohnort übertragen und dort genau unter denselben Umständen fortführen lassen, als es bisher geschehen war.

Schon im Jahre 1863 wurde hiervon häufig Gebrauch gemacht: Es wurden 20,872 Einlagen und 15,842 Zurückziehungen unter diesen Umständen bewirkt, nämlich an Orten, an denen sich der Einleger nur zeitweise aufhielt.

Eine der ersten Einlagen, welche am Tage der Eröffnung der Postsparkasse gemacht war, wurde in der darauffolgenden Woche in einer anderen Stadt zurückgezogen. Der Einleger war Menageriebesitzer, welcher mit seinen wilden Tieren verschiedene Städte besuchte.

Die Bequemlichkeiten, welche durch die Postverwaltung in diese

Weise geboten werden, sind einzig in ihrer Art und das von der englischen Verwaltung angenommene System ist so trefflich, daß die kompliziertesten Verrechnungen auf leichte Art ausgeführt werden können.

Am Ende jedes Monats werden die Rechnungen der betreffenden Postsparkassen, welche mit einander in Verbindung getreten waren, hinsichtlich des Hinzutritts oder des Abgangs an Positionen verglichen, welche Arbeit die Verwaltung in den Stand setzt, eine sehr wertvolle Kontrolle über den Stand ihrer umfangreichen Geschäfte auszuüben.

(Schluß folgt.)

Unsere Bilder.

Ein Hochgebirgssee. Unter den eigentümlichen wunderbaren Schönheiten der Hochgebirgsnatur, wie sie sich uns in unseren Alpen darbietet, nehmen die kleineren Seen, welche sich noch dicht unter den höchsten Kämmen der Alpen finden, eine hervorragende Stelle ein. Umstarrt von himmelhohen schroffen Felsenwänden, genährt von Gletschern und Schneefeldern, umlagert von gewaltigen Felsenblöcken, welche der Einfluß der Atmosphärilien von den benachbarten Kämmen losgerissen oder das ewig bewegliche Eis der Gletscher heruntergetragen hat, spiegeln diese tief dunkelblauen, in der Nähe grünlich schillernden stillen Gewässer die stillen Nadelwälder an den Hängen und die leuchtenden Firnen und Gletscher und liegen in ernster stiller Großartigkeit und Einsamkeit so weltvergessen da, daß sich kein Beschauer des tiefsten Eindrucks von stummer Ehrfurcht erwehren kann. Kein Singvogel belebt diese Oede, kein Fisch diese dunklen Gewässer, kaum ein Adler und Geier schwebt hie und da über ihre Oberfläche hin und spiegelt sich darin. Der Gosausee im Salzkammergut, der Hintersee beim Königssee, der Eibsee an der Zugspitze sind solche Seen, und hinterlassen in jedem Besucher den unvergeßlichsten Eindruck. Auch im Himalaya-Gebirge in Indien kommen solche Hochgebirgsseen vor, und heißen in der poesievollen Sprache der Inder ebenso schön wie sinnig „Gottesaugen“. O. M.

Die kleine Künstlerin. „Was ein Häkchen werden will, das krümmt sich schon bei Zeiten,“ möchten wir mit dem Sprichwort sagen, wenn wir die liebliche Kleine betrachten, welche auf unserem hübschen Bildchen am Boden liegend ihre ersten ungelenken Versuche im Zeichnen macht. Diese sind noch so naiv und unbeholfen, daß sie noch nicht einmal eine Ahnung darüber erlauben, ob die Kleine im Laufe der Jahre es in der Kunst noch zu etwas bringen wird. Hoffen und wünschen wir, daß ihr die Probe erspart werden möge, daß sie lieber dereinst eine brave wirtschaftliche Hausfrau als eine mittelmäßige Künstlerin werde. Denn so sehr wir auch all den jungen Damen, welche sich der Kunst widmen, wohlwollen und ihnen von Herzen alles Gute wünschen, so lehrt doch die Erfahrung, daß nur sehr wenige und ganz besonders begabte Frauen es in der Kunst zu einer Meisterschaft bringen, daß die meisten im Wettbewerb mit den Männern sehr überflügelt werden und Gefahr laufen, ein unbefriedigtes Leben und ein unbefriedigtes Streben einzutauschen. Für die meisten Künstlerinnen hat das Register ihres Könnens ein Loch und sie erstreben nur zuviel. Glücklich diejenigen, welche sich bescheiden, nur dem Kunstgewerbe zu dienen oder in den untergeordneten Fächern der Kunst ihren Wirkungskreis zu suchen und es zu einer pekuniär lohnenden Fertigkeit zu bringen. O. M.

Panorama von Paris. Die Weltstadt Paris mit ihren zwei Millionen Einwohnern ist ein Anziehungspunkt für Menschen aus aller Herren Länder und hoch interessant nicht nur wegen ihrer vielen herrlichen Bauwerke aus alter und neuer Zeit, die zum Teil wieder prächtiger aus der Brandstätte der Kommune von 1871 erstanden sind, sondern auch weil darin das ganze geistige Leben Frankreichs und der Reichtum der Nation sich konzentriert. Unser vorstehendes Bild nun vereinigt in seinen Vignetten die Ansichten von einigen der denkwürdigsten Gebäude der französischen Hauptstadt. Die oberste Vignette gibt eine Ansicht der uralten Notre-Dame-Kirche von vorn, in welcher schon im Jahr 754 Pipin der Kurze als König gekrönt wurde und auch Napoleon I. sich die Kaiserkrone aufsetzte und sich von Papst Pius VII. salben ließ. Der jetzige Bau stammt in seinen Hauptzügen aus den Jahren 1160 bis 1235, und die 40 Meter breite Hauptfassade, welche unsere erste Vignette darstellt, zeigt uns in ihr eine der bedeutendsten und stilvollsten aller gotischen Kathedralen, voll strenger Einfachheit und vollendetem Adel. Unsere zweite Vignette gibt eine Ansicht der Notre-Dame von hinten mit dem schönen kräftigen Chorschluß und dem baumbepflanzten Place Notre-Dame. Das Oval-Mittelbild darunter gibt die Ansicht des von Garnier erbauten Neuen Opernhauses, einer der kostbarsten und reichsten Prachtbauten des heutigen Paris. Die kleine Vignette links zeigt den schönen gotischen Turm der abgebrochenen ehemaligen Kirche St. Jaques de la Boucherie, welcher von 1508–22 erbaut worden ist; die Vignette rechts gibt die Ansicht des von Ballu erbauten modernen gotischen Glockenturmes (der Kirche St.-Germain-l'Auxerrois) am Louvreplatz. Von den beiden unteren Mittelvignetten stellt die eine das unter der Kommune eingeäscherte Stadthaus oder Hotel de ville dar, welches seitdem wieder neu aufgebaut worden und im Rohbau ziemlich vollendet ist; die andere stellt den ebenfalls durch die Kommune größtenteils niedergebrannten Justizpalast dar, welcher vormals von den Zeiten der Merovinger bis auf Franz I. den Herrschern von Frankreich zur Wohnung diente. Die untere Vignette links zeigt die Kirche St. Augustin, nach den Plänen von Baltard 1860–68 in neuromanischem Stile erbaut; auf der Vignette rechts ist die reichverzierte Kirche des Val de Grace, ursprünglich die Kirche der gleichnamigen Abtei, welche Anna von Oesterreich zum Dank für die Geburt ihres Sohnes Ludwig des XIV. stiftete, eine der schönsten Bauten der Spätrenaissance in Paris, von verschiedenen berühmten Architekten erbaut und namentlich wegen ihrer prächtigen, 40 Meter hohen Kuppel bewundert. O. M.

Allerlei.

— Ein Großer, welcher sich selbst mit der Kunst abgab, und nicht schlecht zeichnete und malte, zeigte einst einiges von seiner Arbeit dem berühmten Poussin. Dieser betrachtete es aufmerksam und sagte dann: „Gnädiger Herr! um ein Künstler zu werden, fehlt Ihnen nur ein wenig — Armut.“

— Ein Männchen, klein von Körper, aber groß von Geist, ließ sich bereden, an einer Verschwörung teil zu nehmen. Nach reiferer Ueberlegung fand er indessen, daß die Unternehmung nicht nur ungerecht, sondern auch gefährlich sei, und verlangte von dem Bunde abzugehen. Die Freunde redeten ihm zu, aber er blieb standhaft. Als man ihn um die Ursache fragte, antwortete er: „Ihr seid große stattliche Männer; auch um einen Kopf kleiner habt ihr immer noch eine schöne Größe; wenn ich aber um einen Kopf kleiner werden sollte, ist gar nichts mehr mit mir anzufangen.“

— **Lakonismus.** Als ein Verbrecher sich im Gefängnis aufgehängt und der Richter den Gefangenenwärter darüber mit den Worten zur Rede gestellt hatte: „Verdammt! ist er tot?“ — erwiderte der Schließer: „Ja, tot und verdammt!“

— Ein einfaches Rezept wider kalte Füße bemerken wir im Saarbrücker „Bergmanns-Kalender.“ Man stelle sich langsam und wiederholt auf die Zehenspitzen. Durch dieses Verfahren werden alle Muskeln des Fußes angespannt. Durch die Förderung des Blutumlaufes kehrt die Wärme in die Fußspitzen zurück. S.

Humoristisches.



— „Rekrut Poszischill, was treib'n Sie denn? Warum laden Sie, Mondkalb, mit geschlossenen Augen?“

— „Herr Leut'nant, meld' g'horsamst, hab'ns ja befohlen, blind zu laden.“

Vergißmeinnicht.

Ich kenn ein liebes Blümchen,
Das prangt auf grüner Au,
Als wär herabgesunken
Ein Stück vom Himmelsblau.
So lieblich, klar und helle
Am kühlen Quell es lacht,
Als wär herabgefallen
Ein Stern in stiller Nacht.
Es glänzt wie Liebchens Augen
So unschuldsvoll und mild,
Und seh ichs, muß ich denken
Stets an ihr Engelbild.

A. Herden.

Quadrat-Aufgabe.

Folgende Buchstaben richtig zusammengestellt, ergeben 1) eine Stadt in Böhmen, 2) eine Stadt in Deutschland, 3) einen Nebenfluß des Main, 4) eine Stadt in Ungarn.

a	a	a	a
b	e	e	e
e	f	g	g
r	r	r	r

Rätsel.

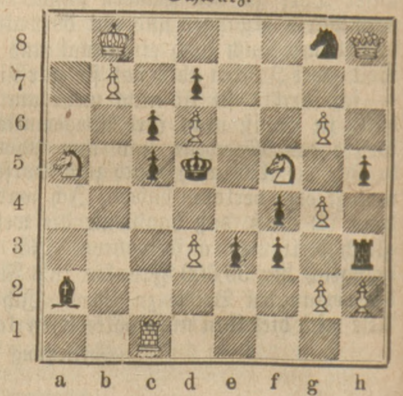
Mein Erstes nennet ein Glied an Deinem Körper Dir;
Mein Zweites gebrauchst Du zum Schu, sowohl, als zur Zier;
Mein Ganzes zum Schutze wohl ist gemacht,
Doch blühe ich auch in farbiger Pracht.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 31.

Von Schulden.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 4 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Aritmogriphs: 1) Gladstone. 2) Ebert. 3) Ophit. 4) Rüstow. 5) Goldschmidt 6) Iviza. 7) Eklogit. 8) Nab — Georgien; — des Logogriphs: Mast, Mist. Most

Redaktion von C. A. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.